

Commons – die große Erzählung des 21. Jahrhunderts?

Als Elinor Ostrom im letzten Jahr den Wirtschaftsnobelpreis zugesprochen erhielt, erlebte ein Begriff eine Renaissance, der schon überholt schien. In den Jahrzehnten davor hatte sich die Auffassung durchgesetzt, dass Dinge, die niemandem gehören, der Zerstörung preisgegeben sind, weil sich niemand darum kümmert. Also schien Privatbesitz die einzige und beste Möglichkeit, um zu erhalten, was wir zum Leben brauchen. Diese Einschätzung beruhte allerdings auf einem Irrtum: *Commons* gehören nicht „niemandem“ und es können auch nicht alle nach Belieben darauf zugreifen.

Hier setzt Ostroms Antwort an: sie formulierte Grundbedingungen unter denen *commons* funktionieren: Es braucht eine **klar definierte NutzerInnengruppe** und **klare Regeln**. Diese müssen von den NutzerInnen selbst entwickelt und auch kontrolliert werden. Staatliche Regelungen erzielten in keinem untersuchten Fall den gewünschten Erfolg. Der Staat muss aber diese Regeln anerkennen, häufig erlangen sie auch Gesetzesstatus.

Ostrom geht jedoch weiterhin vom Bild des „homo oeconomicus“ aus, der danach strebt, seinen Nutzen zu maximieren, daher meint sie, dass sich nur bestimmte Dinge als *commons* eignen, nämlich solche, bei denen es weniger kostet, sie gemeinsam zu erhalten, als sie alleine zu besitzen.

In den Ländern des Südens und in den sozialen Bewegungen wird die Idee schon seit einigen Jahren in einer viel umfassendere Bedeutung diskutiert: *commons* hatten im vorindustriellen England den Zweck, die Existenz von Menschen abzusichern, die über kein Grundeigentum verfügten, um Abhängigkeitsverhältnisse zu vermeiden. Es geht also darum, Freiheitsrechte und Existenzsicherung durch das Nutzungsrecht von *commons* abzusichern. In allen Gesellschaften gab und gibt es Regelungen wie diese, daher ist diese Idee für viele Menschen anschlussfähig.

Ob etwas ein *common* ist oder nicht, hängt eben nicht von der Art des Gutes ab, sondern von der Art seiner Nutzung. *Commons* sind nicht Dinge, sondern eine soziale Beziehung, sie brauchen die *community*, die sie pflegt und erhält, und eine bestimmte Art gemeinsamen Handelns, auch „*commoning*“ genannt. Der im Deutschen häufig gebrauchte Begriff „*Gemeingüter*“ deckt diese Komplexität nur mangelhaft ab, manchmal wird auch der Begriff „*Allmende*“ verwendet. Viele unterschiedliche Dinge könnten als *commons* behandelt werden. Nicht nur Grund und Boden, Saatgut, Rohstoffe oder Wasser, auch Wissen, Kunst und Kultur, Sprache oder Gene, ein Gesundheits- oder Bildungssystem, Menschenrechte und nicht zuletzt freie Software sind *commons*, wenn wir es wollen.

Commons ist ein Paradigma unter dem soziale Bewegungen zusammenfinden, das eine Antwort auf soziale und ökologische Krisen bietet und nicht ein Modell für alle vorgibt. In der Vielfalt der *commons* existieren viele verschiedene Arten der Regelung, in die auch Staaten und Unternehmen einbezogen sein können.

Einige Merkmale sind aber allen gemeinsam:

- Es geht um **Beitragen statt Tauschen**, *commons*-Beziehungen sind also keine Marktbeziehungen, *commons* können nicht verkauft werden, sie können aber zur Herstellung von Waren verwendet werden, die dann verkauft werden.
- Für ihre Herstellung und den Erhalt brauchen sie die **Kooperation** der NutzerInnen.
- Das Konzept der *commons* geht von einem grundlegend anderen **Eigentumsbegriff** aus: Eigentum bedeutet das Recht zur Nutzung nach bestimmten Regeln, schließt aber die absolute Verfügungsgewalt aus.
- **Regeln**: alle bestimmen mit über alles was sie betrifft.

Commons sind ein Bereich jenseits von Markt und Staat, aber nicht „gegen“ Markt und Staat oder für deren Überwindung. Es geht vielmehr um ein neues Verhältnis zwischen Markt, Staat und solidarischer Wirtschaftsformen.